

## Hausaufgabe: Übersetzen

### Eine selbstkritische Antwort auf Gregor Paul

Michael Bongardt, Jerusalem

Als „Überzeugung“ qualifiziert Gregor Paul seine „atheistische Sicht“ (88). Damit distanziert er sich deutlich von jenem kämpferischen Atheismus, der den vergeblichen Bemühungen der Theologen, Gott zu beweisen, den ebenso zum Scheitern verurteilten Versuch gegenüberstellt, die Nichtexistenz einer göttlichen Wirklichkeit zwingend zu belegen (86). Was im Bereich der Überzeugungen allein bleibt, ist die Plausibilitätsprüfung. Um sie geht es Paul im Blick auf die Religion im Allgemeinen, auf die religionstheologischen Positionen im Besonderen und - in einer bemerkenswerten Wendung - um die Plausibilität letzterer im Raum der „faktischen Religiosität“. Sich auf solche Anfragen einzulassen, kann der Theologie gern übernommene Verpflichtung sein: Besteht doch eine ihrer vornehmsten Aufgaben darin, die Überzeugungskraft des christlichen Glaubens zu fördern.

In diesem Interesse möchte ich zunächst auf die Ausführungen Pauls mit einigen Anmerkungen antworten, die eher als Ergänzungen denn als grundsätzliche Einsprüche zu lesen sind:<sup>1</sup>

1. Dass zu den Plausibilitätskriterien die logische Widerspruchsfreiheit eines Standpunktes zu zählen ist, gilt es im Blick auf manche pluralistische Konzepte zu unterstreichen (86). Müsste aber nicht im gleichen Atemzug auch die ethische Verantwortbarkeit der aus einer Weltanschauung resultierenden Handlungsanweisungen als ebenso wesentliches Plausibilitätskriterium genannt werden?

2. Ob die Weisen religiös-glaubenden Verstehens und Handelns durch ihre Vielfalt und Konkurrenz grundsätzlich an Plausibilität verlieren (88), scheint mir eher fraglich. So müßig die Frage ist, ob Einheit (besser: Einheitlichkeit) oder Vielfalt einen höheren Wert darstellt, so fraglos sehe auch ich einen Zusammenhang zwischen der menschlichen Freiheit und der Pluralität von Religionen. Allerdings deute ich diese Vielfalt eher als Folge denn als Voraussetzung der Verwirklichung menschlicher Freiheit (gegen 91). Deshalb stellt sich angesichts des Lei-

<sup>1</sup> Die hier zu führende Diskussion verstehe ich als ein „Gespräch mit anderen Mitteln“. Deshalb verzichte ich hier und in den kommenden Beiträgen, wie es auch im gesprochenen Dialog geboten wäre, auf Fußnoten und Literaturhinweise. Die wichtigsten von ihnen findet, wer sie hier vermisst, in meiner Habilitationsschrift: Die Fraglichkeit der Offenbarung. Ernst Cassirers Philosophie als Orientierung im Dialog der Religionen (ratio fidei 2), Regensburg 2000.

dens und Unheils, das der Krieg zwischen Religionen hervorbrachte und hervorbringt, erneut die bedrängende Frage, wie Gott eine eben auch zum Bösen fähige Freiheit wollen konnte. Damit aber führt die allein problematische Seite der Religionsvielfalt erneut vor die Theodizeefrage. Und diese bleibt - bei allen Ansätzen, ihr nachzudenken - die entscheidende Infragestellung jedes religiösen Vertrauens auf den Heilswillen und die Heilsmächtigkeit Gottes (85).

3. Dass aus einer atheistischen Sicht einem pluralistischen Konzept in der Verhältnisbestimmung der Religionen höhere Plausibilität eignet als inklusivistischen oder gar exklusivistischen Entwürfen, kann kaum verwundern (92). Denn die pluralistische Sichtweise lässt sich, wenn man ihre theologischen Motivationen ausklammern will, auch rein erkenntnistheoretisch begründen. Die Plausibilität der beiden letztgenannten Modelle dagegen basiert weit stärker auf der glaubenden Überzeugung, über die Wirklichkeit Gottes inhaltlich bestimmte Aussagen machen zu können, und ist entsprechend schwerer nach außen zu vermitteln.

4. Wenn Paul deshalb der pluralistischen These von der „vollkommenen Heilsäquivalenz“ der verschiedenen Religionen zustimmt, scheint es mir - und vermutlich auch ihm selbst - allerdings unverzichtbar, an die eingangs genannten Plausibilitätskriterien zu erinnern: an die logische Konsistenz und die ethische Verantwortbarkeit der infrage stehenden religiösen Überzeugung.

Doch wichtiger als der Streit um solche, eher am Rande der Argumentation liegende Aspekte scheint mir ein anderes. Es gilt vor allem, sich als Theologe der erst kurz erwähnten Zentralthese Pauls zu stellen und sie als Aufgabenstellung an die Theologie zu begreifen. Steht doch seine Behauptung im Raum, es sei „so gut wie ausgeschlossen“, dass eine Sicht, die anderen Religionen eine eigene, vielleicht sogar gleichwertige Heilsbedeutung zuerkennt, „faktischer Religiosität gerecht“ wird (88).

Ein erster Blick auf verbreitete Weisen religiöser Identitätsfindung und -sicherung scheint diese These zu bestätigen. Denn Gemeinschaften sehen zunächst - wie Individuen - als besten Weg, die eigene Gestalt zu finden und zu bewahren, die mitunter auch aggressive Abgrenzung. Dass sich eine solche Strategie perpetuieren, neurotisch verfestigen kann, steht im Blick auf die Entwicklungsgeschichte von Menschen wie Religionen auch und gerade heute außer Frage. Doch lässt sich glücklicherweise auch eine gegenläufige Tendenz beobachten: Für immer mehr, auch für nach wie vor glaubende Menschen verliert eine Religion an Glaubwürdigkeit, wenn sie sich unfähig zeigt, in positiver Anerkennung statt in missachtender Abwehr der Anderen die eigene Identität zu bewahren.

Theologische Reflexion, die ihren Ausgang ja von konkreten Glaubensgestalten nimmt und deren Bedingungen und Inhalte zu durchdringen sucht, hat mittlerweile Wege zu solcher Anerkennung geebnet. Davon geben nicht zuletzt die hier versammelten Aufsätze Zeugnis, und dies wird auch von Paul nicht grundsätzlich bestritten. Pauls These, diese Wege seien jedoch für die meisten

Glaubenden faktisch nicht gangbar, ist durch logische Argumentation nicht zu entkräften. Sie könnte allein und wird hoffentlich ihre Plausibilität verlieren, wenn es der Theologie gelingt, ihre Einsichten in die „faktische Religiosität“ zurückzuübersetzen. Und darin liegt, wie mir scheint, für die Zukunft eine mindestens ebenso wichtige Aufgabe wie in der weiteren theologischen Durchdringung der Religionsvielfalt.

Hier ein differenziertes Konzept für eine solche Übersetzungsarbeit vorzulegen, sehe ich mich - keineswegs nur aus Platzgründen - nicht in der Lage. Deshalb beschränke ich mich auf ein m.E. wegweisendes Beispiel: Der im 20. Jahrhundert neu in Gang gekommene Dialog zwischen Juden und Christen wurde von einer nur sehr kleinen Gruppe interessierter Glaubender - unter ihnen auch Theologen - geführt und von einer nur unwesentlich größeren Minderheit in der katholischen Kirche überhaupt wahrgenommen. Doch dass seit der Reform der Karfreitagsliturgie dort nicht mehr für die „treulosen Juden“, sondern „für das Volk, das du als erstes zu deinem Eigentum erwählt hast“ gebetet wird, dürfte im Lauf der Zeit die faktische Einstellung katholischer Christen zum Judentum tiefgreifender verändert haben als die stets nur wenigen zugängliche theologische Reflexion, der allerdings diese Änderung zu verdanken ist.

Darum aber sollte es der Theologie wohl gehen: Auf dem Weg solcher Übersetzungen die Plausibilität nicht nur ihrer eigenen Argumentationen, sondern auch des faktisch gelebten christlichen Glaubens zu erhöhen.